

*Flying Fish
& Fado
Gill Gartenstadt*

1. Auflage 1. April 2017

Copyright © 2017 Gill Gartenstadt

Verlag Wiesenwald

Titelbild VAMPIREALLWEEK, Acryl auf Holz

Mit freundlicher Genehmigung von Steve Keene.

Umschlaggestaltung und Innentypographie Jennifer Harden

Satz Janson SB bei trytes design, Meerbusch

Druck und Bindung CreateSpace / Amazon

ISBN 978 1544833392

www.gillgartenstadt.com

Para ti!

The Nosferatu do not die like the bee when he sting once.

Nosferatu stirbt nicht wie eine Biene,
wenn er einmal gestochen hat.

– Bram Stoker –

DRACULA

DRACULA

Der Dolchzahn

Ich bin auf dem Weg zu *Bertrand* und eile über den Platz. Heute sind so viele Menschen da, ein buntes Treiben auf dem hellen Kalksteinpflaster. Eine Schulklasse macht einen Ausflug. Da kommt Bewegung in die Menge, und ich sehe eine stille Gestalt. Ein Mann in schwarzem Mantel und gelblich ledrigem Gesicht. Er hat etwas Weißes in der Hand. Das hält er wie einen Dolch. Spitz. Ein riesiger Zahn! Er läuft auf ein Kind zu und alle schreien »Dracula«. Das Kind rennt davon, und plötzlich werde ich zum Ziel seines starren Blicks. Weil er mich will, übe ich eine Schwerkraft auf ihn aus, und er fällt auf mich zu. Den weißen Dolchzahn voran. Die Schreie der Kinder werden immer dunkler, dumpfer, langsamer, wie ein falsch abgespieltes Tonband. Ich renne so schnell ich kann, das Monster im Rücken und weiß doch: es ist zwecklos. DRACULA, DRACULA, DRACULA dröhnt es in meinen Ohren, als ich erwache.

Sollte man für Probleme, die sich in Träumen zeigen, gleich eine Lösung finden? Die Ängste durchstehen und bis zum bitteren Schluss ausharren? Will man erleben, wie man von so einem Dolchzahn zerfleischt wird? Den Schmerz im Rücken wirklich spüren? Wie feige ist es da, einem Traum zu entfliehen und bewusst aufzuwachen? Mit dem Erwachen lässt sich sicher jeder Horror schnell beenden. Oder?

1

FERNANDO

Trink das mit Zucker!

Fernando fror. Er zog sich die Decke über die Ohren und war noch ganz gefangen in diesem Traum. Als kleines Kind war er mal über Nacht bei den Großeltern geblieben, und da hatten sie gerade mit ihren Abendhäppchen vor dem Fernseher gegessen und auf die Acht-Uhr-Nachrichten gewartet, als plötzlich dieser bleiche Mann mit den zwei spitzen Zähnen erschien, reglos auf einem Boot, die langen weißen Finger seltsam abgespreizt, als wollten sie etwas greifen. *Ihn.*

An jenem Abend damals, da war er wohl sechs Jahre alt, denn er sammelte seine Milchzähne in einer kleinen Dose, die er unter seinem Kopfkissen aufbewahrte, konnte er nicht wirklich einschlafen. Immer wieder hatte er die kleine Dose hervorgeholt, um seine sieben Zähne zu zählen.

Fernando überlegte. Das war doch die Vorschau zu Murnaus Stummfilm mit dem altmodisch klingenden Namen *Nosferatu – eine Symphonie des Grauens*. Der deutsche

Schauspieler, wie hieß er doch gleich? Max Schreck. Ha. *Susto*. Der Name passt! Die meisten Menschen wählen ihre Berufe nach ihren Namen aus. Oder wäre das etwa der richtige Name für einen Zahnarzt? Einen, der einem ungefragt die Schneidezähne schön spitz schleift?

Fernando stand auf und ging ins Bad. Sein Spiegelbild sah ihn müde an, als er sich die Zähne putzte. Die runde Brille mit dem feinen Hornrand lag noch auf dem Nachttisch neben *Heiße Küsse in High Heels*, und etwas verschwommen sah er sich zu, wie er sich das dunkle Haar mit beiden Händen nach hinten gelte. Er wusch sich das Gesicht mit *Castelbel*, denn er liebte den Duft von Zitrone und Basilikum. Gleich würde er über den Platz laufen, von dem er gerade geträumt hatte.

Als er die Wohnung verließ, war es noch still in der Alfama. Die Tische vom *Fermentacao* waren bis auf die Aschenbecher abgeräumt, und er schob sich durch die billigen Stühle, deren Bierwerbung auf den Rückenlehnen übermalt worden war, seitdem sich António, der Wirt, für eine günstigere Sorte entschieden hatte. *Restaurante Fermentacao*. Das klang doch irgendwie nach Gärungsprozess. Fermentieren, verdauen, verwesen oder so. Lecker. Ein nicht wirklich gelungener Name für ein Restaurant. António hatte das heruntergefallene Schild letzte Saison auch nicht wieder aufgehängt. Bei den Touris musste man nämlich ganz schön clever sein! Die rannten überall mit ihren Smartphones durch die Gegend und checkten direkt bei *TripAdvisor*, ob der Laden was taugte. Dieser hier, so die gängige Meinung, taugte nichts. Eine üble Touristenfalle, oder wie sich einer ausdrückte:

»Das schlechteste Restaurant in dem ich je gewesen

bin. Unbedingt meiden! Von der charmanten Lage waren wir zunächst völlig geflasht, und es wurde sehr schöner Fado gespielt. Aber dann knallte uns der Kellner die typisch portugiesischen Käse- und Wurstvorspeisen auf den Tisch. Sie hatten beide Schimmel! Wir aßen nicht davon und hatten solche Angst vorm Hauptgericht. Dorade und Sardinen. Der Fisch war trocken, das Gemüse alt. Es war eine Schande. Und wir sind Landsleute! *Não*. Nee. Keiner hat verdient das Essen und so unfreundlich das Personal!«

Die einzige *Außergewöhnlich*-Kritik war von Fernando, weil er António mochte und mit ihm den Sonderdeal hatte, hier günstiger wohnen zu dürfen. Einzige Bedingung: seinen Balkon mit Blumen schmücken. Jeden Abend saßen die Fadomusiker direkt darunter, und das sollte schon von weitem ein verlockendes Bild abgeben. Eigentlich hatte das Restaurant nur den Außenbereich, die Tische und Stühle standen im Hof, der von der Straße her steil und schief zum Haus hin abschüssig lag. Unter dem Balkon war der Eingang zu einem kleinen Raum mit winziger Theke, einem einzigen Gästeklo, in dem man sich kaum umdrehen konnte, und dem Durchgang zur Küche. Alles war vollgestellt mit diesen Vorspeisentellern, die den Gästen unaufgefordert gebracht und – wenn diese sie verschmähten – genauso unaufgefordert wieder abgeräumt wurden.

Trotz der miesen Kritiken im Netz waren die klapprigen Tische jeden Abend voll besetzt, und die Gäste und Musiker amüsierten sich prächtig. Miguel und Filipe mit ihren Gitarren waren immer da, nur die Sänger und Sängerinnen wechselten sich ab. Fernando hatte sich an

den traurigen, emotionsgeladenen Fado vor seiner Wohnung gewöhnt, und er mochte die fröhlich-morbide Stimmung dieses Ortes, denn sie entsprach genau seinem Gemüt.

Beschwingt schritt er zur Straße empor und schlug seinen allmorgentlichen Spazierweg zu *Bertrand Livreiros* ein. Nach der Ausbildung zum Buchhändler hatte man ihn dort übernommen, und er blieb zufrieden. Den Fußweg zur *Rua Garrett* und abends wieder zurück nutzte er gerne zum Nachdenken.

Der Traum letzte Nacht. Lange nicht mehr so gefürchtet, eine solche Angst gehabt! Fernando führte ein ereignisloses Leben. In der Zeit, die ihm nach der Arbeit und an den Wochenenden blieb, las er und schrieb Romane. Leider hatte bisher noch kein Verlag angebissen, weshalb er seine Werke heimlich und unter falschem Namen bei *Amazon* veröffentlichte. Von den freien Autoren waren allerdings auch da meist diejenigen erfolgreich, die friktionslose Heiterkeit versprühten. Liebesromane mit Happy End. Diese Romanform, von Frauen für Frauen, erkennt man schon am Cover, auf dem immer zwei Frauenbeine abgebildet sind. Mal mit Pumps, mal mit einem fröhlichen Slip dazwischenflatternd. Die Farben der Accessoires, Slips und Pumps, ermöglichen ungeahnte Gestaltungsvariationen, wer hätte das gedacht. Auch bei *Bertrand* waren diese sogenannten *Chick-Lits* ein Renner. *Chick* für Chicken, *Lit* für Literatur. *Shit-Lick!* Jeden Morgen, wenn Fernando die Kisten mit der Neuware auspackte, fielen sie ihm schon entgegen, und er sortierte sie *second shelf*, nach hinten ins zweite Regal, wenigstens das. Literarische Neuerscheinungen kamen ins erste Regal, wo

sie ihn meist längere Zeit traurig anzulächeln schienen, bis er sie selbst endlich kaufte. Der Job eines Buchhändlers war leider nicht mehr so, wie er ihn noch kennengelernt hatte. Früher durfte er noch lesen, was er wollte, um seine Kunden speziell, persönlich und individuell beraten zu können. Und heute wurde er von den Verlagen dazu angehalten, die vielversprechendsten Neuerscheinungen zu lesen *UND* weiterzuempfehlen. So musste Fernando leider, also mindestens fünf *Chick-Lits* im Monat lesen. Die Mitarbeiter von *Bertrand* wurden dazu gezwungen, damit die Buchhandlung, die auf stolze 283 erfolgreiche Jahre zurückblicken konnte, ihren Betrieb in naher Zukunft nicht aufgeben musste. Außerdem war *Bertrand* die älteste Buchhandlung der Welt! Links neben der Eingangstür befand sich der Beweis in einer Vitrine: Das Zertifikat vom Guinness Buch der Rekorde. Sicher, es gab bestimmt noch ältere Buchhandlungen, aber da Portugal sich aus dem zweiten Weltkrieg herausgehalten hatte und die anderen Buchhandlungen in Europa zwischendurch schließen mussten, nur eben nicht diese, war sie tatsächlich die älteste durchgängig betriebene Buchhandlung der Welt, und darauf waren sie alle sehr stolz. So setzten sie sich einmal im Monat mit dem Chef zusammen und trugen, die Bücher auf dem Schoß, den anderen ihre Zusammenfassungen vor. Dabei floss so manche Träne – vor Lachen wohlgermerkt, denn sie hatten trotz der traurigen Situation sehr viel Spaß.

Fernandos aktuelle Lieblingsszene in der zeitgenössischen Literatur war bei Houellebecq zu finden. Im Roman *Plattform* kommt Michel, der Protagonist, mit einem Seufzer der Befriedigung zwischen die Seiten von *Die*

Firma von John Grisham mit dem lapidaren Kommentar:
»Sie würden wohl zusammenkleben; na ja, es war eh kein
Buch, das man zweimal las.«

Unbewusst hatten ihn seine Schritte über die *Rua da Alfândega* zum *Terreiro do Paço* geführt. Einst stand hier das königliche Uferschloss, umrahmt vom großen Lissabonner Hafen. Eine ferne Welt mit all ihren exotischen Gewürzen aus den entlegensten Kolonien in Afrika, Asien und Amerika, die hier mit Gold, ebenfalls aus den Kolonien, aufgewogen wurden. 1755 kam das große Erdbeben. Ausgerechnet am 1. November um 9:30 Uhr, an Allerheiligen, als die Bürger von Lissabon ihre Kirchen besuchten, tat sich die Erde auf, und die Gotteshäuser stürzten ein und erschlugen Zehntausende. Ein Teil der Unterstadt und das gesamte Palastgelände wurden durch den darauffolgenden Tsunami und ein verheerendes Feuer, ausgelöst durch Kerzenflammen und Wind, vollkommen vernichtet.

Fernando blickte über den blendend weißen Platz am Ufer des *Tejo*. Er war noch menschenleer und schien in der diesigen Morgensonne über dem Wasser zu schweben. Die Seevögel schrien auf dem Reiterdenkmal, König José auf seinem Pferd, und obwohl die einstigen Gebäude für Zoll- und Hafenverwaltung, die nach der Katastrophe hier errichtet wurden, in strahlendem Gelb den Platz säumten, überkam ihn ein Schauer. Die Stimmung aus seinem Traum holte ihn wieder ein. Er schritt voran, seinem Schatten folgend in Richtung *Tejo* und bemerkte, dass er im Traum den Platz in weißem Kalksteinpflaster gesehen hatte, obwohl er nur asphaltiert war. Nach dem Erdbeben wurde er seiner neuen Funktion entsprechend umbe-

nannt in *Praça do Comércio*, Platz des Handels. Dennoch nannten ihn alle Palastgelände, *Terreiro do Paço*, als sei die Katastrophe über 2,5 Jahrhunderte noch nicht in der Sprache angelangt, dabei stand der Palast nur 200 Jahre. Man braucht eben genauso lange, um über eine verlorene Liebe hinwegzukommen, wie sie gedauert hat. Und die *Lisboetas* mit ihrer *Saudade*, der wehmütigen Sehnsucht nach etwas Abwesenden, brauchten dafür eben noch etwas länger.

Er bog rechts in die Uferpromenade, die *Avenida Ribeira das Naus*. Hier war der Fluss schon breit und würde bald sein Ziel, das offene Meer, erreicht haben. Die Autos bollerten über die mit Holzplanken ausgelegte Fahrbahn, und in der Ferne sah er die *Ponte 25 de Abril*, die sich kilometerlang über den *Tejo* spannte.

Nach einer Weile verließ Fernando die Promenade und ging stadteinwärts, nach oben, die lange *Rua do Alecrim* empor. Immer, wenn er über die kleine Brücke kam, die über die *Rua Nova do Carvalho* führte, auf der das *Ménage* an das einstige Rotlichtviertel erinnerte, fiel sein Blick auf die Maiskolben, die das Geländer zierten, und er musste sie zählen. Dann lief er über die Sterne, an dieser Stelle ein besonders kunstvolles *Calçada Portuguesa*, ein Bodenmosaik aus hellem Kalkstein und schwarzem Basalt.

Inzwischen hatte er seine Gedanken geordnet.

Einen Vampirroman müsste ich schreiben! Fernando packte diese Idee mit aller Wucht, als er am *Praça Luís de Camões* die Statue des großen Dichters umrundete, der 1572 im Stil von Homer einen Epos über Portugal und Vasco da Gamas Entdeckung des Seewegs nach Indien gedichtet hatte. Ein Vampirroman würde sich bestimmt

super verkaufen! Er lief durch die Fußgängerzone und kam am *Café A Brasileira* vorbei. Ein einziger Gast saß so früh am Morgen schon da. Der berühmte Schriftsteller Fernando Pessoa, der als Bronzestatue an einem der leeren Cafétische seine Ewigkeit absitzen musste, obwohl er zu Lebzeiten nur sonntags kam, um seinen süßen *Bica* und Absinth zu trinken. *Bica*, das Kürzel für *Beba Isto Com Açúcar*, Trink das mit Zucker; der damalige Werbeslogan zum bitteren Espresso aus Brasilien.

Ich sollte es so anfangen wie Pessoa, dachte Fernando. Den richtigen Blickwinkel finden, damit der Vampirroman authentisch wird. Pessoa bedeutet Person. Das französische *personne* hat sogar zwei Bedeutungen: *Person* und zugleich auch *Niemand*. Pessoa jedenfalls trug so wahn-sinnig viele Persönlichkeiten in sich, mit denen hätte er eine ganze Bar füllen können. Sie erschienen ihm nacheinander und manchmal zusammen mit ihrer eigenen Biografie, und er schrieb in ihrem Stil und mit ihrer Weltanschauung. Seine drei wichtigsten *Heteronyme*, so nannte er diese Erscheinungen, waren Alberto Caeiro, Álvaro de Campos und Ricardo Reis. Sie begleiteten ihn über Jahre, und er befand sich in stetem Dialog mit ihnen. Vermutlich gab es um die 75 *Heteronyme* und *Pseudonyme* und *Pseudonyme* seiner *Heteronyme*. Eines seiner letzten war Baron von Teive, der, nervenschwach wie er selber, nichts wirklich zu Ende bringen konnte und als logische Schlussfolgerung Selbstmord beging, wobei Pessoa vermutlich kichernd weiterschrieb, bis er mit 47 Jahren an einer akuten Lebererkrankung starb.

Veröffentlicht hatte er zu Lebzeiten nicht viel, nur hier und da mal etwas in Literaturzeitschriften. Als

Fremdsprachenkorrespondent war er für verschiedene Handelsfirmen tätig und über Lissabon hinaus nicht sonderlich bekannt gewesen. Unter dem Heteronym Álvaro de Campos hatte er 1915 in der ersten Ausgabe des *Orpheu*, einer elitären Literaturzeitschrift, zwei Gedichte veröffentlicht. Die *Opiumhöhle* und die *Triumph-Ode*. Damit traf er nicht wirklich den Geschmack seiner Zeit, denn die Ode enthielt laut damaliger Presse »die unfeinsten und unpoetischsten Themen unserer Epoche mit schreckhaften, mitunter pornographischen Verbalausdrücken« und sorgte für einen Riesenskandal – und auch dafür, dass die Zeitschrift binnen kürzester Zeit vergriffen war.

Die zweite Ausgabe gab Pessoa zusammen mit seinem Schriftstellerfreund Mário de Sá-Carneiro heraus, nur kam es bald zu Spannungen in der Künstlergruppe rund um den *Orpheu*, und die Zeitschrift wurde eingestellt, bestimmt auch, weil Mários Vater sie nicht weiter finanzieren wollte.

Erst nach Pessos Tod 1935 öffnete man die Holzkiste neben seinem Bett und fand darin seinen literarischen Schatz. 24.000 Fragmente, handschriftlich auf Zetteln notiert: Gedichte, Aphorismen, Prosa, die nur darauf warteten, sortiert und veröffentlicht zu werden. Nur eine Arbeit von ihm war sorgfältig abgetippt und fertig. *Lisboa. What the Tourist Should See*. Ein Rundgang durch seine geliebte Stadt. Das hatte er auf Englisch geschrieben, vielleicht wollte er mal etwas kommerzielles schaffen. Aber *Livro Do Desassossego*, das Buch der Unruhe, ist sein großes Prosawerk, mit dem er erst nach seinem Tod weltberühmt wurde. Die Gedankenwelt von Bernardo Soares, einem Buchhaltergehilfen, festgehalten in fragmentarischen,

tagebuchartigen Notizen, traurig, schwermütig, eine nicht alltägliche Sammlung alltäglicher Wahrnehmungen und Gedanken.

Fernando kannte sich mit Fernando richtig gut aus. Bernardo Soares war allerdings nur ein *Halb*-Heteronym und hatte mit Fernando große Ähnlichkeit, ohne wirklich er selbst zu sein. Welcher Schriftsteller ist schon er selbst beim Schreiben?

Wenn ihm mal ein geduldiger Touri in die Fänge geriet, konnte er ihn stundenlang vollquatschen, bis dieser mit leichtem Schwindel und schwerem Stapel Pessoa Bücher den Laden verließ.

Dracula, Dracula, hallte es Fernando in den Ohren, als er endlich bei *Bertrand* ankam. Die blaue Fassade mit den *Azulejos*, den typischen Fliesen, war erst kürzlich ausgebessert worden. Auf ihnen waren blaue Sterne auf Weiß und weiße Sterne auf Blau, umspielt mit einem blauweißen Rankenmuster abgebildet. Neben dem Eingang hing ein großes rotes Buch mit einem dicken weißen *B* darauf und einer kleinen Jahreszahl. 1732. Die Tür stand offen, und als er eintrat, ging die Schelle. Sein Blick suchte die Uhr, die das dunkle Regal mit der hinterleuchteten Schrift *Top Não Ficção* und *Top Ficção* zierte. Die Zeiger zeigten wie immer auf 10 Uhr. Und das änderte sich nie, denn die Uhr war schon lange kaputt. Die Lieferkiste stand im Weg, und er begann hastig die *Shit-Licks* in das dunkle Holzregal zu räumen. So früh war noch nicht viel los. Er ging in die Kammer, stellte seine Tasche ab und streifte sich seinen Kittel über. Rita hatte sich an der Kasse postiert und starrte nach kurzer Begrüßung wieder ins Leere. Sie

war gerade mit der Ausbildung fertig und sah mit Pferdeschwanz und großen Glitzerohrringen in all ihren bunten Kleidern immer sehr hübsch aus, obwohl auch sie, wie sie alle, diese schwarze Weste tragen musste. Jeder Mitarbeiter hatte eine solche Weste mit orangefarbenen Applikationen auf der Schulter und vorne rechts eine als Stiftehalter. Links auf der Brust war das Namensschild angebracht, und auf dem Rücken stand in weißer Schrift *www.bertrand.pt*. Obwohl dieser Arbeitskittel mehr in einen Baumarkt passte und nicht wirklich sexy aussah, sah Rita immer umwerfend darin aus. Sie war Single, aber lächelte verdächtig häufig, wenn sie sich alleine wähnte. Vermutlich war sie verliebt. Fernando wünschte ihr insgeheim Glück, ein Glück, das sie lächelnd anzulocken schien.

Der Buchladen war dunkel, die Fenster mit Werbeplakaten und Büchern zugestellt, und von der Kasse aus schaute man auf das schwere Holzregal mit den englischsprachigen Büchern, vorwiegend von Pessoa.

Fernando tat beschäftigt und schlich mit seinem bunten Staubwedel zum Regal für Horrorliteratur, um sich da ein wenig einzuarbeiten.

Dracula. Der Name hatte etwas mit einem Drachenorden zu tun, dessen Symbol ein Drache ist, der seinen Schwanz um den Hals geschlungen trägt. Bram Stoker hatte einen Schreckensfürst aus Transsylvanien als Romanvorlage für seinen Vampir gewählt, dessen Vater Vlad II. Tepes diesem Orden angehört und sich *Dracul* genannt hatte. Der mit der Schreckensherrschaft und den ungeheuerlichen Brutalitäten (Pfählungen usw.) zur Einschüchterung seiner Feinde war Draculea, Sohn des

Drachen. Im Rumänischen bedeutet *drac* auch Teufel, und so machte Vlad III. Tepes dieser Interpretation alle Ehre. Weil er so grausam war und sein Leben in einer Schlacht ein frühes Ende gefunden hatte und also »nicht zu Ende gelebt« worden war, erfüllte er die idealen Bedingungen für einen Vampir. Dummerweise hatte er in der Schlacht seinen Kopf verloren, was ihn für einen Vampir (und die, die an ihn glauben, dürfen jetzt entspannt aufatmen) eigentlich doch etwas unglaublich macht. Und der Drachenorden war christlich orientiert und hatte eine völlig harmlose Losung:

O quam misericors est Deus justus et pius.

O wie barmherzig ist Gott, wie gerecht und fromm.

Siegmund von Luxemburg hatte den Orden 1408 gegründet und wurde kurz darauf König von Deutschland. Adlige waren dem Orden beigetreten, um in Kreuzzügen das Königreich gegen die Osmanen zu verteidigen, die gerade an der vielumkämpften Grenze vor Transsylvanien standen.

12 Uhr durch. Fernando war mittlerweile mit seinem Staubwedel in der Geschichtsabteilung angelangt, und ein leises Magengrummeln verriet ihm seinen Hunger. Gleich nebenan war *VITAMINAS*, wo er sich ein *sanduíche atum*, ein Baguette mit Thunfisch, Tomaten und Eiern, holte. Kauend schlenderte er am *Café A Brasileira* vorbei und beobachtete die *Turistas*, die sich gegenseitig mit Pessoa knipsten, um das Foto direkt bei Facebook zu posten. Am *Largo do Chiado* vor dem Schaufenster seines Lieblings-

ladens *Vista Alegre Atlantis* blieb er stehen und betrachtete eingehend das Porzellan. Sie hatten umdekoriert, die neue Kollektion von Christian Lacroix war endlich da, und neben den Tellern mit psychedelischem Federdekor und Goldrand lagen drei hüpfende Frösche aus grünem Porzellan. Sie waren von *Bordallo Pinheiro*, der einheimischen Manufaktur aus *Caldas da Rainha*, er hatte bereits welche gekauft und in der Küche auf die Anrichte gelegt. Von den Kohlkopftellern hatte er als Kind schon gegessen, und er liebte das Design, das Formen und Farben aus der Natur originalgetreu nachbildet. Eine lachsfarbene Vase in Fischform hatte er ebenfalls hier erworben, sie stand auf seinem Schreibtisch. Wann immer er da saß und schrieb oder seine Mahlzeiten zu sich nahm, freute er sich daran. Das riesige Fischmaul war nach oben geöffnet, und der Fisch stützte sich mit seiner geschwungenen Schwanzflosse ab.

Die Mittagssonne brannte aufs Pflaster, und Fernando stand schwitzend im Schatten der schwarzen Markise, versunken ins Muster des neuen Porzellantellers. Sogar eine Perlhuhnfeder entdeckte er darin. Dann verspürte er Durst und kehrte zurück in die angenehm kühlen Räume von *Bertrand*.

Der Tag verlief ereignislos. Wie immer.

2

FERNANDO

Heiße Küsse in High Heels

Fernando lief heimwärts, es war nicht mehr ganz so heiß. Gegen 20:00 Uhr passierte er wieder die Sterne auf dem Bürgersteig der *Rua do Alecrim*, während er am Ende der Straße schon den *Tejo* glitzern sah. Der Abendwind zog vom Fluss herauf und brachte angenehme Kühlung. Unten angelangt, stellte sich Fernando zwischen die bunten Pflanzkübel, die aussahen, als hätte jemand beim Fernsehen im Himmel gedankenverloren riesige Smarties verschüttet. Er schaute über das Wasser herüber zum *Cristo Rei*. Die übergroße Jesusstatue empfing ihn mit ausgebreiteten Armen zum Feierabend, und am Ufer waren die Caféstühle schon besetzt, auf den Tischen stand Portwein, und eine Band spielte. Auf dem *Terreiro do Paço* war mehr Bewegung als am Morgen. Schnelle Passanten, die nach Hause wollten und langsame, im Begriff auszugehen. Er nahm eine schmale Treppe zwischen zwei dunklen Hauswänden hindurch, stieg empor durch einen

kleinen Torbogen, den *Arco de Jesus*, und befand sich nun wieder im ältesten Stadtteil, der Alfama. Rechts herum folgte er der schmalen *Rua de São João da Praça* vorbei an den verwitterten Hausfassaden, die wie schwarze Zähne zwischen den blanken, neu renovierten Häusern standen. Als hätte diese Gegend einst zuviel Zucker gehabt. Früher lebten im alten Stadtkern Lissabons Fischer und ärmere Leute, und wie durch ein Wunder war das unüberschaubare Gewirr kleiner Gassen von Erdbeben, Tsunami und Feuersbrunst verschont geblieben.

Von weitem schon sah er Srinath mit der Speisekarte winken. Jeden Abend stand er da in weißem Hemd und schwarzer Schürze und ging mit der Karte fröhlich wedelnd auf ahnungslose Touristen los. Sein Englisch war bemerkenswert, und Fernando unterhielt sich gerne mit ihm. Srinath war immer freundlich und machte stets einen zufriedenen Eindruck. Wie die vielen anderen jungen Männer in den Souvenirläden, kam auch er aus Bangladesch, hatte in London BWL studiert und musste ein Jahr in einem EU Land gearbeitet haben, um eine *permanent residence* für die EU zu erlangen. Dann wollte er wieder zurück nach London, um sich in einem Shared Service Center bei Deloitte zu bewerben. Die machten Buchhaltung für Großkonzerne. Ein Unternehmen wie ein Durchlauferhitzer für junge Akademiker, die den Job als Karrieresprungbrett nutzten.

Als Fernando gerade zu seiner Wohnung hochgehen wollte, winkte António ihn zu sich an den Tisch und lud ihn zum Essen ein. Es gab *Caracóis à Portuguesa*. Schnecken. Und ein Superbock Bier dazu. António war klein und gedrungen, meist sah man ihn in hellblauem Polohemd.

Fernando nannte ihn in Gedanken *Mister Moon*, weil er komplett haarlos war und sein rundes blasses Gesicht auffällig unauffällige Gesichtszüge hatte. Sie plauderten ein wenig über den Tag, während sie mit Zahnstochern die steifen Schnecken aus ihren Häusern zogen. Ihr Tisch stand neben dem Treppenaufgang, und die Freisprechanlage hing unmittelbar zwischen ihnen an der Wand. Sie war schon länger defekt, und es war immer wieder ein Spaß, hier zu sitzen und den *Turistas* in Fernandos Nachbarwohnung zu lauschen, bis die Musiker das mit ihrem Fado übertönten. Im Moment saßen die Künstler noch am Tisch und beugten sich über ihre Tablets und Smartphones; es waren noch zu wenig Gäste da.

Zwischen Treppenaufgang und Restaurant, oder wie man den winzigen Raum vor der Küche auch bezeichnen mochte, befand sich eine meterhohe gemauerte Säule, worauf ein zart bekleidetes Mädchen aus weißem Marmor saß. Sie hielt ein Bouquet aus Farnkraut und blauen und lilafarbenen Blumen in den Händen. Diese harmonische Zusammenstellung von Plastikpflanzen sollte dazu dienen, ihre Brüste zu verdecken. Über dem Eingang war der von Fernando mit echten Blumen dekorierte Balkon. Das braune dunkelverwitterte Bambusrollo hatte er meist heruntergelassen, und an dem metallenen Geländer hingen verschieden große Terrakottatöpfe, gefüllt mit pinken Gerbera und roten Nelken. Ein hübsches Bild. Ein paar gelbe Nelken hatte er noch als Tupferchen dazwischengepflanzt. Rechts neben dieser Blumenpracht, über der Tür zum Treppenhaus, war eine schmale Einbuchtung in die Wand eingelassen. Sie war mit Glas versiegelt, und dahinter stand eine kleine Statue von St. Rafael in blauem

Gewand mit goldenen Flügeln. Balkon und St. Rafael wurden ab Einbruch der Dunkelheit von zwei emporgerichteten Flutstrahlern in romantisches blaues Licht getaucht. Vor dem Marmormädchen standen zwei Stühle, die mit schwarzem Samt bezogen waren, in den ein filigranes Blumenmuster eingearbeitet war. Im Vergleich zum übrigen Inventar wirkten sie wie zwei Throne, ausschließlich für die Fadogitarristen bestimmt, die den Gesang begleiteten.

Diese Saison wechselte sich António Schwester Henriqueta mit Pedro, einem jungen Fadista, die Abende hindurch ab. Und in den Pausen gingen sie von Tisch zu Tisch und verkauften ihre CDs für 10 Euro das Stück. Der Fado war wirklich schön, und die meisten Gäste kauften beide CDs. Das war fair. Und sie taten es freiwillig.

Fernando mochte den Fado vor seinem Fenster. Auch wenn er manchmal schon im Bett lag und las oder über seinen aktuellen Roman nachdachte, begleiteten ihn die Livemusik, der dezente Applaus und das vielsprachige Stimmengewirr der Gäste die ganze Sommersaison hindurch. Gleich hinter dem Balkon war sein Schlafzimmer, der einzige Wohnraum. Mit dem Gedanken, Besuch zu erwarten, hatte er längst abgeschlossen und lange aufgegeben, das Schlafsofa tagsüber in seine Sofafunktion zu verwandeln.

Mittlerweile hatte Srinath gute Arbeit geleistet, und João, der in die Jahre gekommene Kellner, trug emsig die Vorspeisenteller hin und her. Zum zweiten Superbock ließ António ihnen das *prato da casa* bringen, in kleine

Würfel geschnittener Oktopus mit in kleinen Würfeln geschnittenen Kartoffeln, beides erst gekocht, dann leicht angebraten. Eine grüne Tomatenscheibe gab dem Teller etwas Farbe.

Der Abend schritt voran, und es wurde für Miguel und Filipe Gomes Zeit, auf ihren Stühlen Platz zu nehmen. Miguel mit der bauchigen *Guitarra Portuguesa* hatte etwas längeres schlohweißes Haar, trug eine Brille und einen schwarzen Anzug. Mit den hochgezogenen Nasenflügeln, die seinem Gesicht eine gewisse Strenge verliehen, sah er ein wenig aus wie der britische Schauspieler Sir Michael Cain in *Mr. Morgan's Last Love*. Filipe mit der *Viola de Fado*, einer Bassgitarre, war sein Sohn, ebenfalls im schwarzen Anzug. Sie waren tatsächlich miteinander verwandt, wie man es als Fremder an gemütlichen Orten wie diesen ohnehin vermuten würde.

Fernando wusste nicht viel von den beiden, sie sprachen wenig, ihr einziges Ausdrucksmittel war die Musik. Wer sich dabei so verausgabte konnte wie die zwei, der hatte womöglich für anderes weder Kraft noch Interesse. Sie begannen ihr Spiel, und Henriqueta stellte sich in die Mitte des Hofes. Wie ihr Bruder hatte auch sie ein bemerkenswert rundes Gesicht, das durch die streng nach hinten geknoteten Haare besonders schön zur Geltung kam. Sie trug zwei feinziselierte goldene Ohrringe in Herzform, und ein schwarzer geklöppelter Fransenumhang, der *Xaile*, umhüllte ihre kleine kugelige Gestalt. Als sie mit ausgestreckten Armen und lauter heiserer Stimme zu singen begann, bebte ihr ganzer Körper. Die Gäste wurden still. Nur aus der defekten Freisprechanlage kamen Störgeräusche. Man sah es ihr an, Henriqueta liebte

es, hier zu singen, und an manchen Abenden stellten sich Passanten oben an die Einfahrt zum Hof und sangen mit, wenn sie den Fado wiedererkannten.

Zu später Stunde ging Fernando in seine Wohnung; er wollte noch ein wenig in *Heiße Küsse in High Heels* lesen. Es war ihm ein Rätsel, weshalb ausgerechnet diese Variation von *Sex and the City* der neue Kassenschlager werden sollte, jedenfalls war das Buch vom Verlag auserkoren und sollte über die Händler ordentlich gepusht werden. Montag war das Buchbesprechungsmeeting, bis dahin sollte er es gelesen haben. Morgen würde er ausschlafen können.

Den Samstag nutze er wie immer, um bei José im *Minimercado* um die Ecke ein paar brauchbare Dinge fürs Wochenende einzukaufen und die Wohnung zu putzen. Manchmal setzte er sich nachmittags, wenn er seine Wäsche in der *Lavadouro Publico*, der öffentlichen Wäscherei auf der *Beco do Mexias*, gewaschen hatte und sie zum Trocknen noch eine Weile dort auf der Leine hing, in ein Café und las, oder er ging unten an den kleinen Stadtstrand und las da.

Der Abend war zum Schreiben da. Er hatte sich ein Risotto gemacht und setzte sich damit an den Schreibtisch. Draußen sang Henriqueta. Es war ein warmer Sommerabend, das *Fermentacao* war gut besucht.

Die Straßen Lissabons waren so angelegt, dass sie vom Fluss her immer gut belüftet wurden, so konnte es an manchen Sommerabenden überraschend frisch und windig werden. Aber hier, in der Mulde des Hofes, saß man windgeschützt. Im blauen Licht der Flutstrahler, das durch die Risse und Schlitze des alten Bambusrollos in sein

Zimmer drang, überlegte er, wie es wohl Fernando angestellt haben dürfte, seine Heteronyme anzulocken, diese Figuren, die sich in seinem Kopf gemeldet und ihn zu ihrem Sprachrohr auserkoren hatten.

Pessoa wurde in Lissabon geboren. Sein Vater verstarb früh, und seine Mutter fand in einem Diplomaten ihr neues Glück. Sie zogen nach Durban, Südafrika, wo Fernando eine hervorragende Schulbildung von englischen und französischen Nonnen erhielt, die ihn mit der Literatur beider Länder früh vertraut machten. Seine Mutter und der Stiefvater sprachen fließend Französisch, und so wurde sein erstes Heteronym ein französischer Ritter, der dem sechsjährigen Fernando Briefe schrieb. Chevalier de Pas. Er schrieb an und durch den kleinen Fernando. Später, als er mit seiner Familie längere Zeit zu Besuch in Lissabon verweilte, beschäftigte sich Fernando mit einer eigenen Tageszeitung, für die er als ganz viele Journalisten schrieb.

Als der fast erwachsene Fernando 1905 entgültig nach Lissabon zurückkehrte, besaß er sogar Visitenkarten von seinem aktuelle Heteronym, Alexander Search, der am selben Tag wie er Geburtstag hatte. Am 13. Juni 1888. Search schrieb auf Englisch an die zweihundert Gedichte und eine schaurige Parabel mit Pessoa's eigenwilligem philosophischen Humor: *A Very Original Dinner*, in der der Mensch »ist, was er isst«.

Fernando bemerkte die Stille. Das *Fermentacao* war bereits geschlossen und nur die Außenbeleuchtung noch eingeschaltet. Samstagnacht, gerade 24 Uhr durch, keine Uhrzeit zum Schlafen. Viel hatte er noch nicht zu Papier

gebracht, genau genommen nichts, mit seinen Gedanken über Pessoa war er zeitvergessen abgedriftet. Nun wollte er sich noch einmal die Füße vertreten und sich ein Bild vom leeren *Terreiro do Paço* machen. Vielleicht käme er dann noch einmal in die Stimmung aus dem Traum von vorletzter Nacht?

Als er die Treppe hinunterging, bemerkte er, dass die Strahler längst ausgeschaltet waren. Der Mond erhellte die Nacht. Über dem Hof flatterten die bunten Girlanden, die noch von den *Festas de Lisboa* hängen geblieben waren, Straßenfeste zu Ehren der *santos populares*, den Volksheligen: Hl. Antonius, Hl. Johannes und St. Peter. Dann tanzten die Menschen in bunten Kostümen durch die mit Blumen und Girlanden geschmückten Gassen, vorbei an den rauchenden Straßengrills, auf denen Sardinen dufteten.

Fernando lief zum *Tejo*, da hörte er laute Musik, schwere Bässe wummerten durch die warme Luft, eine Party war zugange. Juni und Juli waren hier die Partymonate schlechthin, und natürlich war auf dem großen Platz Samstagnacht was los. Zelte und Bühne standen da in Weiß, und die ganze Stadt schien auf den Beinen, um sich hier zu treffen. Als er Conchita Wurst mit gelbem Kleid und schwarzer Mähne, Bart und rotem Kußmund als lange Sardine illustriert auf einem Dach der spitzen Partyzelte entdeckte, wurde im klar, wo er gelandet war. Lissabon war DER Geheimtipp für Schwule, und Fernando fand sich plötzlich umringt von jungen gertenschlanken Männern, die Unmengen Bier in sich hineinschütteten und tanzten und tanzten, als gäb's kein Morgen.

Es gab nur wenige Situationen, in denen Fernando

bereit war, sich kopflos treiben zu lassen, und bestimmt war er schon doppelt so alt wie diese Jungs, aber er holte sich in riesigen Bechern ein schwappendenes Bier nach dem andern, goss sie schwitzend in sich hinein und genoss die Nacht.

3

LUCARDO

Tanz den harten Hintern!

Ich fühle mich so kaputt. Mir tun die Knochen weh. Wo kommen denn auf einmal diese jungen Dinger her? Sie tanzen um mich herum, irgendwie durch mich durch. Und was ist das, da hinten im Nebel? Es schreit: »CHÃO CHÃO CHÃO *chão chão* CHÃO CHÃO CHÃO *chão chão*«.

Elektrisiert vom peitschenden Rhythmus tanze ich mich voran, ein schwappendes Gebräu in der Hand. Mmh lecker! Und ich schwitze ganz furchtbar. CHÃO CHÃO CHÃO *chão chão* CHÃO CHÃO CHÃO... Und jetzt peitscht der Beat: *cima cima CIMA CIMA cima cima CIMA CIMA*. Das muss eine Tanzanleitung sein. Boden, Boden, Boden, hoch, hoch. Der Nebel lichtet sich. Auf der Bühne materialisiert sich eine schwarze Frau in gelbem Bikini-outfit und wogend schwarzer Lockenpracht. Sie hebt ihr rechtes Bein, hält es am gelben Stöckel empor wie einen Blitzableiter und kreischt: »AAAAHHHHH – Assume!« (Steh dazu!)

Die Show macht Spaß. Die Musik ist neu. Ich kenne das gar nicht. Und ich habe noch nie in meinem Leben Menschen gesehen, die sich so schnell bewegen. Man sieht sie kaum. Der Mann neben mir meinte, das sei *Kuduro*. Tanz den harten Hintern. Eine angolansische Mischung aus Rap und Techno. 140 bpm! Das macht wach. Und die Transe da heißt Titica und ist aus Luanda. »Kühl« oder »cool« oder so ähnlich hat der junge Bursche dazu gesagt.

Wie ich in jener Nacht nach Hause gekommen bin – ob alleine oder zu zweit – kann ich nicht sagen. Aber die Wohnung, in der ich gelandet bin, ist überaus fesch! Hier steht ein Schreibtisch für mich und Papier und Stifte. Mehr brauche ich nicht, um meine Gedanken niederzuschreiben. Die etwas verstaubte Einrichtung ist ganz passabel, ich liebe Porzellan. Hier werde ich mich, so glaube ich, die nächste Zeit wunderbar wohl fühlen, wie zuhause. Manche Bücher hier sind sogar nach meinem Geschmack. Und ich lerne neue Wörter dazu. Schließlich muss ich mich der neuen Zeit anpassen und neue Vokabeln lernen. Und das, was da auf dem Nachtschisch liegt, *Heiße Küsse in High Heels*, ist wahrscheinlich gerade der letzte literarische Schrei. Oh, und was ich gerade sagte, »fesch«, ist sprachlich bestimmt perdu. Heutzutage sagt man kühl, cool oder so! Was der junge Mann gestern zu Titica sagte, das muss ich mir merken. Am besten lege ich mir ein paar neue Vokabelkärtchen unters Kopfkissen.

Die nächsten Tage, so ist mein Plan – und das mache ich *SCHON IMMER* so – werde ich mich erstmal akklimatisieren und habe nicht vor, die Wohnung zu verlassen. Sie scheint mir schön cool und angenehm. Manchmal

stehe ich am Fenster und schaue etwas durch die Schlitzte des zerschlissenen Bambusrollos. Da ist ein kleiner Hof mit bunten Stühlen und Tischen, die sich abends mit Gästen füllen. Die Musik hier unter dem Balkon ist sogar live. Erst dachte ich: Ist jemand gestorben? Aber nein, das ist nur ein Fadolied. Die Musik in Lissabon ist manchmal eben etwas schwermütig. Aber das mag ich. Die Melancholie dieses Ortes ist gut für mich. Ein Glückstreffer! Ich weiß ja meistens nie, wo ich genau landen werde. Ich kann das nur so in etwa und ungefähr steuern. Jedenfalls, tagsüber ist es hier schön still, obwohl wir, so glaube ich, mitten in der Alfama sind. Auf dem Hinweg war ich von dem Bier, das ich nun nicht mehr gewohnt bin, schon so betrunken, da habe ich nicht mehr auf den Weg achtgeben können. Meinen heftigen Kater musste ich erstmal ausschlafen. In der Stille des Tages kann ich mich »super« (neue Vokabel, ich lerne schnell) ausruhen und Kraft schöpfen für mein neues Schreibprojekt...

Ich bin ein Gedankentourist. Ich wohne, wo es mir gefällt. Ich lasse mich einfach da nieder, wo ich willkommen bin. Unauffällig breite ich mich aus und gehe meinen Gastgebern etwas auf die Nerven. Und ich liebe nervenschwache Gastgeber! Mein Meister hier ist wunderbar umgänglich. Ein unschuldiger Kerl. Ich gebe mir Mühe mit ihm. Tagsüber, wenn ich nicht schlafen kann, tiger ich durch seine Wohnung und versuche, höflich, wie ich bin, alles genau so wieder hinzulegen, wie ich es vorgefunden habe. Versprochen. Ich kann nicht anders. Ich muss immer alles in die Hand nehmen und befühlen und daran riechen.

Am Morgen nach meiner Ankunft habe ich zunächst

das Badezimmer inspiziert. Die Seife duftet wundervoll! Also echt lecker. »Echt lecker« – wieder zwei neue Wörter. Ein Duft nach Zitrone und Basilikum von *Castelbel*. Im Spiegel sehe ich mich nicht. Wenn das so wäre, würde ich mich gewiss schrecklich erschrecken. Denn ich bin wirklich alt. Asbach Uralt. Aber nein, nicht im Kopf, keine Sorge. Ich erinnere mich noch genau an den ältesten deutschen Weinbrand und die Person dazu, den Hugo Asbach, den habe ich übrigens auch auf meine ganz spezielle Weise genervt. So lange, bis er 1924 diese Weinbrand-Pralinen mit Alkoholfüllung auf den Markt brachte. Naja. *Im Asbach Uralt ist der Geist des Weines*. Der Werbeslogan ist sogar auch von mir. Lange her. Ich vertrage sowieso nichts mehr. Das habe ich beim Bier neulich bemerkt. Schräge Geschichten kann ich erzählen. Damals, das war noch eine Übung.

Mittlerweile habe ich mich ernsthaft auf anspruchsvolle Literatur spezialisiert. Damit nehme ich am allerliebsten Einfluss auf die Lebenden und mogele mich an ihre Seite, ob sie das wollen oder nicht. Meine Leser sind wie Marionetten. Sie tun das, was ich will. Manchmal merken sie es, manchmal nicht. Manchmal bleibt ein Buch von mir lange in ihren Gehirnen gespeichert und verselbständigt sich erst viel später in ihrem Leben, und manchmal ist es wie ein Knall. Der Auslöser für eine Veränderung. Ein Neubeginn im Leben eines Lesers. Und manchmal passiert gar nichts, aber das stört mich nicht weiter.

Ich befinde mich wieder im Badezimmer. Von Fernandos Duschorgie ist es hier noch bisschen feucht. Aha, hier steht das Haarwachs, es riecht etwas muffig nach Sandelholz. Und meine Hände macht es ziemlich fettig.

Das Zeug lässt sich gar nicht entfernen. Ich sehe zu, wie mein Finger ein großes unsichtbares Herz auf den Spiegel malt.

Nun werde ich mal in die Küche gehen. Hier wird nicht so viel gekocht. Warum auch? Ein Restaurant befindet sich schließlich unten im Hof. Aber vor ein paar Tagen hat es hier wohl ein Risotto gegeben. Weil ich den Geruch von abgestandenem Knoblauch absolut nicht leiden kann, wasche ich mal schnell den Topf, das ist doch in Ordnung, nicht wahr? Mir ist aufgefallen, dass meine Meister, also meine vielen bisherigen Gastgeber, es meist nie bemerken, wenn ich etwas Ordnung schaffe. Bei Unordnung sind sie allerdings ziemlich pingelig. Stehen wie vom Blitz getroffen da, betrachten lange den falsch hingeleghen Gegenstand, zum Beispiel Autoschlüssel im Kühlschrank, und werden dabei ganz aufgeregt, besonders dann, wenn ich ihre Kutsche ganz woanders geparkt habe. Aber ich darf sie nicht allzusehr durcheinanderbringen, denn immerhin sollen sie meine Literatur veröffentlichen. Und da ist es besser, wenn ihr *Knall*, oder wie man ihren Geisteszustand auch benennen soll, nicht so offensichtlich ist.

Eigentlich wollte ich einen Verleger. Dem hätte ich mein Manuskript solange auf den Tisch geschoben, bis er es – einer sonderbaren Eingebung folgend – veröffentlicht hätte. Und jetzt habe ich es hier mit einem introvertierten Buchhändlerheini zu tun. Knapp vorbei ist auch daneben. Naja. Ich werde das Beste daraus machen. Aber sein Geschmack lässt tief blicken. *Grausig!* Wenn ich das mal so anmerken dürfte. Ich habe mich nochmal ins Bett gelegt und blätter gerade in *Heiße Küsse in High Heels*. Also ich finde, das geht gar nicht.

Ich glaube, er schreibt sogar auch. Heute Morgen, als er seinen *Bica* trank, öffnete er so ein Ding, das sah aus wie eine Kreuzung aus Fernseher und Schreibmaschine. Nicht übel. Ich konnte ihm zusehen, wie er tippte und seine Buchstaben wie von Geisterhand da auf dem Bildschirm erschienen. Hoffentlich schreibt er nicht so wie er liest. Dann kann ich hier einpacken! Mein Medium, mein Meister, muss unbedingt mit mir auf einer Wellenlänge sein, wie wäre er sonst fähig, meine geniale Literatur in die Welt zu senden? Verstehen können sollte er sie dabei schon und wenigstens denken, sie sei von ihm.

Das ist mein Elixier, dafür lebe ich, dass meine Bücher veröffentlicht und gelesen werden. Und ich lebe noch immer. Mehr brauche ich nicht, um mich frisch und jung zu fühlen. Ja. Das gebe ich zu. Ich bin ein Geist. Die Zecke im Nacken meines Meisters. Ein Gedankentourist im Kopf eines anderen. Aber ich halte mich nicht für böse. Ich brauche zum Leben kein Blut oder ähnliches. Ich habe auch nicht vor, mich in einen Wolf – oder noch bescheuerter – in eine Fledermaus zu verwandeln. Oder *BUFF* aus dem Nebel zu erscheinen. Mal abgesehen davon, dass ich das gar nicht könnte. Diese vielen Vampirgeschichten. Alles Kitsch und Klischee. Ich, als ewig lebender Schreiberling, bin wesentlich origineller.

Ich sehe mich mehr so, na, wie einen Parasiten vielleicht. Ich habe mal von einem Bandwurm gelesen, der sich im Darm eines Fisches einnistet. Und wenn der Wurm groß genug ist und weiter will, einfach einen chemischen Schalter in seinem Wirt umlegt. Dazu erzeugt er Neurotransmitter, die im Gehirn des Fisches den Fluchtreflex ausschalten. Der Fisch wird zum mutigen Drauf-

gänger, schwimmt immer verwegener an der Wasseroberfläche umher und wird alsbald mitsamt dem Wurm von einem Vogel gefressen. So sehe ich das in etwa. Ich lebe im Kopf – und glücklicher Weise nicht im Darm – von Fernando. Und der schreibt für mich das Buch. Und wenn es fertig ist, mein Geist also weiter will, dann muss er es schneidig und verwegen publizieren, damit ich es mir in anderen Köpfen gemütlich machen kann. Ein Bücherwurm, mal anders interpretiert. Klingt doch ganz passabel, oder?